

(Nachdruck verboten.)

## 1) Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

### Erstes Kapitel.

Es war bereits elf Uhr nachts, als Kessler in das überfüllte „Café des Westens“ trat. Eine riesige, glänzende Atmosphäre, wie zum Zerschneiden, drang ihm entgegen und lautes Stimmengewirr von den dichtbesetzten Tischen. Er lächelte verächtlich und geringschätzig. Diese aufgeregten Kaffeehausmenschen mit den banalen Gesichtszügen reizten und langweilten ihn. Das grelle Licht der elektrischen Birnen schien ihre Gesichter noch mehr zu verzerren. Es ließ ihnen in jedem Falle einen kalten, ungelunden, gelblichen Ton.

Der Kellner war ihm beim Ausziehen behülflich. Kessler war tadellos gekleidet, seine Leibwäsche glänzte vor Sauberkeit.

„Bringen Sie mir eine Schale Braun!“ sagte er und setzte sich ein wenig erschöpft nieder. Dann ließ er seinen Blick über die vielen Menschen schweifen, die in lautem Gespräch sich unterhielten. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft fand sich allabendlich in diesen niedrigen Räumen bis in die späte Nacht hinein zusammen.

Hier saßen ein paar Komödianten, die in überlautem Ton und mit gespreizten Bewegungen auf ihren Direktor schimpften; dort unterhielt ein dicker Herr mehrere Grundstücks-makler über die Aussichten der Charlottenburger Terrains.

Kessler hörchte interessiert auf, aber seine Aufmerksamkeit wurde durch den langen Stammtisch dicht am Eingang abgelenkt, an dem ein paar Bildhauer, Maler und Schriftsteller jede Nacht sich einfanden. Ein dünner, kleiner Karikaturist, der das dunkle Haar glatt geschheitelt trug, eine unmögliche Nase und eine pfeifende, knarrende Stimme hatte, gab mit schmetterndem Organ Anekdoten zum besten.

Kessler sah einen flüchtigen Augenblick geärgert hinüber, dann schielte er wieder zu den Grundstücksmaklern hin.

„Wenn ich Ihnen sage, das Terrain ist spottbillig! Sie können mir's glauben — ein Vermögen ist zu verdienen. Uebrigens habe ich munkeln hören, es soll ein Theater hin!“

Kessler legte das Zeitungsblatt aus der Hand. Er riß die wasserhellen Augen weit auf.

„Lassen Sie sich doch keinen Sums vormachen,“ erwiderte ein schlöpsiger Herr, der mitten auf der krummen Nase einen Kneifer trug, „sobald ein Terrain unverkäuflich ist, wird ein Theater projektiert; darauf fallen wir nicht mehr rein! — Alter Zimt!“

Die Tür ging wieder, und zwei schwarzhaarige, dunkel-äugige Mädchen mit ausgesprochen orientalischen Zügen traten ein. Sie hatten etwas Auffallendes und Herausforderndes in ihren Bewegungen, so daß sie die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich zogen.

Kessler beachtete sie nicht. Er starrte immer nur zu den Grundstücksmaklern hin. Das Stimmengewirr um ihn her wurde immer lauter. Die Makler waren bereits bei einem neuen Terrain.

Kessler winkte dem Kellner und wollte zahlen. Auf seinen Gesichtszügen arbeitete eine leise Unruhe. Er selbst fühlte es zu seinem Unbehagen. Mit einer kurzen Bewegung seiner schmalen, langen Hand fuhr er sich wie glättend über das Gesicht, das etwas Strenge und Abweisendes hatte. Es war ihm die Maske, hinter der er seine unruhigen Träume verbarg.

Das größere von den beiden Mädchen blinzelte ihn verstoßen an. Er warf den Kopf hochmütig zurück. „Zahlen!“ rief er von neuem und schlug an sein Glas.

Der Oberkellner kam eilig heran.

Kessler öffnete ein elegantes braunledernes Portemonnaie und entnahm ihm ein Zweimarkstück. Es war das letzte Geldstück, das er besaß.

„Fünfundzwanzig Pfennig!“ sagte der Oberkellner.

Er gab fünfzehn Pfennig Trinkgeld, ohne die Miene des Gargon zu beachten. Dann ließ er sich den Mantel halten, der mit Seide gefüttert war, und setzte den Zylinder auf. Seine elegante Figur zog die Blicke auf sich. Man konnte ihn

für einen Aristokraten halten, für einen Offizier in Zivil. Auf diesen Eindruck, den er hervorzurufen pflegte, legte er den größten Wert. Bei allen seinen Plänen rechnete er damit.

Draußen in der kühlen Nachtluft atmete er tief auf. „Noch eine Mark sechzig!“ brummte er vor sich hin. Eine kurze Verwünschung folgte diesen Worten. Unter dem hellen Schein der Bogenlampe verzerrte sich seine Miene. Er richtete sich nicht von dem Tisch auf, sondern ließ sich über ihn und hielt ihn gleichsam fest.

„Das kann ja gut werden!“ sagte er in gedämpftem Selbstgespräch.

Er schraf auf.

„Ist's die Möglichkeit!“ rief jemand mit tiefer Stimme dicht neben ihm und belöpsfte ihn dabei.

Es war ein untersehter Herr mit breitem Rücken und kleinen Augen, die unter einer goldenen Brille scharf und spöttisch hervorlugten.

„Ah, Drenkwitz, Du bist's! Herr Gott! Wie lange habe ich Dich nicht gesehen!“

„Stimmt!“ entgegnete der andere. „Ich bin auch erst seit vierzehn Tagen wieder in Berlin, und das Wiedersehen wollen wir feiern. Komm, wir trinken noch eins!“

„Ich wollte eigentlich nach Hanse — ich bin fürchtbar müde und abgesspannt!“

„Unfinn! Wir trinken eine Flasche Wein! Du bist mein Gast!“

Und ohne weiteres schob er seinen Arm in den Kesslers und zog ihn mit sich fort.

Und kaum zwei Minuten später saßen sie in der Wein-stube von Steinert und Hansens, und Assessor Drenkwitz schenkte Rüdeseheimer ein.

Aber bevor er das Glas zu Munde führte, betrachtete er Kessler eine flüchtige Weile mit seinen klugen, durchdringenden Augen.

„Mensch — Du gefällst mir nicht! . . . Komm, wir wollen anstoßen!“

Kessler tat, als ob er es überhörte.

Die Gläser klangen.

„Was treibst Du denn eigentlich?“ fragte Drenkwitz langsam.

„Ich warte mit aller Energie auf mein Glück!“

„Hm!“ machte Drenkwitz, „Deinem noblen Neuhern nach müßtest Du ja arriviert sein!“

Kessler schloß halb die Augen und lachte plötzlich heiter auf.

„Gott sei Dank, daß die Rechnung wenigstens in dem Punkte stimmt!“ sagte er.

„Wie meinst Du das?“

Seine Züge bekamen etwas Schmerzhaftes.

„Ich meine,“ sagte er langsam, „daß es mir im Gegensatz zu anderen doppelt elend geht. Ich habe nichts zu beißen und zu brechen und muß nach außen hin tun, als ob ich nur so im Fett schwämme.“

Drenkwitz kniff die Augen zu und sah ihn von der Seite an.

„Hm, weißt Du — mit dieser Politik kann ich mich nicht befreunden. Du streust mit anderen Worten den Leuten Sand in die Augen?“

„Stimmt in gewissem Sinne — nur daß ich die Objekte erst suche! Im übrigen — was willst Du eigentlich? Wem geschieht ein Unrecht, wenn ich, statt mich satt zu essen, einen sauberen Krug trage?“

„Solange es dabei bleibt — niemandem! Aber schließlich hast Du doch einen Zweck im Auge, der nicht lauter ist. Ich verstehe auch offen gestanden nicht, wie es einem Menschen von Deinen Anlagen schlecht gehen kann!“

„Verstehen tue ich es auch nicht — aber es ist leider Gottes der Fall!“

„Du hast Deinen Baumeister gemacht — warum meldest Du Dich nicht bei der Regierung? . . . Ein Mensch wie Du muß doch auf anständige Weise sein Fortkommen finden!“

„Bah!“ machte Kessler. „an meinem Fortkommen liegt mir nicht so viel. Wenn ich erst so weit bin, kann ich stehen

gehen! Ich bin kein Kuli, ich kann mich nicht in ein Loch spannen lassen!"

"Das muß doch in gewissem Sinne jeder. Willst Du lieber verhungern?"

"Was ich will?" Seine Augen funkelten. "Bauen will ich! . . . Meine eigenen Pläne ausführen! . . . Ins Große gehen — aus dieser Misere herauskommen — und endlich frei werden!"

Drenkwitz trank sein Glas aus, dann sagte er ganz trocken: "Ich wünsche Dir viel Glück!"

"Ich danke schön! — Nur nützt mir das verdammt wenig! Ich wünschte, Du könntest mir eine Viertelmillion zur Verfügung stellen; Du darfst es mir glauben — das Geld würde Dir Zinsen tragen!"

Ich glaube, in Dir steckt wirklich eine Kraft, die, wenn sie Betätigungsmöglichkeiten hätte, etwas leisten könnte. Und doch rate ich Dir: Hüte Dich vor Dir selbst! Du hast so einen krampfhaften Ehrgeiz, der einen erschrecken kann!"

Kesler machte ein spöttisches Gesicht. "Mir scheint, Du siehst mich schon in Untersuchungshaft! — Uebrigens — was treibst Du eigentlich?"

"Ich bin als zweiter Staatsanwalt nach Berlin versetzt." "Profit!" sagte Kesler, "das betrachte ich als einen Glücksfall für mich; nämlich, Du, wenn ich auf der Anlagebank sitze, mache es gnädig mit mir! Du verstehst mich ja ein wenig — wirst schon die Milderungsgründe für mich herausfinden!"

"Ich werde mir Mühe geben . . . Uebrigens, lassen wir das — das sind schlechte Späße! Um aber auf etwas anderes zu kommen: Bist Du in Verlegenheit? Kann ich Dir aus- helfen?"

Kesler sah ihn groß an. "Du bist doch ein famoser Kerl! Aber ich danke Dir bestens . . . Mir geht es zurzeit glänzend: ich besitze noch eine Mark sechzig!"

Drenkwitz holte seine Brieftasche hervor und reichte ihm drei Hundertmarkscheine.

"Es geschieht weniger in Deinem als im Staatsinteresse," sagte er kurz. "Ein Mensch ohne Geld ist ein gefährliches Individuum!"

"Im Interesse des Staates nehme ich das Geld an! Ich darf Dir wohl eine Quittung . . ."

"Ich verzichte!" Eine kleine Weile schwiegen beide.

"Wer weiß," nahm Kesler das Gespräch wieder auf, "was Du mit Deinem Leichtsinne für ein Unglück angerichtet hast!"

Als ihn Drenkwitz fragend ansah, fuhr er fort: "Ich fühle, wie diese blauen Scheine meine Latkraft ins Grenzenlose steigern. Weißt Du, es gibt Momente, in denen man eine Willenskraft in sich spürt, die vor nichts zurückschreckt. Ich glaube, wenn jetzt der reiche Jude vor mir stände, ich schlug ihn ohne Besinnen tot, um zu meinem Ziele zu gelangen."

"Komm, wir wollen austrinken!" antwortete Drenkwitz. Der Ton des Gespräches fing an, ihm peinlich zu werden. Er glaubte hinter diesen scheinbaren Scherzen einen unheimlichen Ernst herauszuhören, der ihn erschreckte.

Als sie wieder auf der Straße waren, sagte Kesler: "Hast Du noch eine halbe Stunde Zeit, Drenkwitz?"

"Reinethalben!"

"Gut, dann sollst Du einen historischen Moment erleben." "Was hast Du mit mir vor?"

"Du wirst es schon sehen." Der elektrische Wagen in der Richtung nach Steglitz hielt vor dem Café.

"Komm, hier steigen wir ein," sagte Kesler, "in ein paar Minuten sind wir am Rollendorfsplatz."

Sie sprachen kein Wort, bis sie angelangt waren. Kesler nahm Drenkwitz unter den Arm und führte ihn schweigend vor den mächtigen Bauplatz, da, wo der Rollendorfsplatz und die Mohrstraße zusammenstoßen.

"Sieh Dir mal die Stelle genauer an. Was ist das?"

Und als Drenkwitz nichts erwiderte, sagte er langsam und feierlich:

"Das ist mein Bauplatz. Hier muß ich bauen oder ich gehe elend zugrunde!"

"Was willst Du denn bauen?"

"Ein Theater — ein Café — und mächtige Hinterhäuser; gotischer und romanischer Stil bunt durcheinander.

Hier kommt ein großer Garten hin — und da ein Seitengebäude, dessen oberstes Stockwerk aus mächtigen Ateliers bestehen wird. Die Pläne sind bis in alle Einzelheiten fertig. Es fehlt nur noch am Geld, um den Grund und Boden zu erwerben. Und dabei ist jetzt," fuhr er erregt und hastig fort, "eine Konstellation, wie sie nie wiederkehrt. Man kann den Grund für einen Spottpreis erwerben, und wenn die Menschen nicht so wahnsinnig dumm wären, so müßten sie es einsehen und sich mit mir verbinden. Ich wäre der Mann, den Westen groß zu machen! Das schönste und prächtigste Theater würde ich bauen! Eine Augenweide, sage ich Dir. Das wäre erst der Anfang. Und begreifst Du denn nicht, was es heißt, den Kopf voller Pläne und Entwürfe zu haben und müßig dastehen zu müssen . . . nicht die Hände rühren zu können? . . . Und wie würde es einem an dem elenden Palast an Palast — nicht diese entsetzlichen Mietskasernen, durch die man Berlin als Stadtbild unmöglich gemacht hat . . . Du ahnst ja nicht, was sich hier machen ließe! Das Geld liegt tatsächlich auf der Straße — und man darf sich nicht hücken, um es aufzuheben! Dabei muß man hungern und elend zugrunde gehen!"

Drenkwitz sah verdutzt in das aufgeregte Gesicht des Freundes, der die Worte unaufhaltsam hervorsprudelte und an ihrer Bunttheit sich berauschte.

"Kerlchen, sei auf Deiner Hut!" sagte er in seinem breiten ostpreussischen Dialekt. "Und jetzt gute Nacht! — Ich muß morgen in aller Früh in den Dienst. Ich habe keine Zeit, Luftschlösser zu bauen."

Er drückte ihm die Hand, winkte einer Droschke und war davon gefahren, ehe Kesler sich's verah.

(Fortsetzung folgt.)

## Nationalfest.

Von seiner Redaktion oder seinem Vortrager auf den Schauplatz bedeutamer, wichtiger öffentlicher Ereignisse, seien es kriegerische oder friedliche, heitere oder trauerfeuliche, gerundet zu werden, um darüber den Lesern der betreffenden Zeitung zu berichten, gehört für jeden noch lebensfrischen Journalisten immer zum willkommensten und angenehmsten, was ihm widerfahren kann." L. P.!

Das Schillerfest, in dem die bürgerliche Welt zum nächsten Mai den bürgerlichen Revolutionär ins Gemeine der gefättigten Bourgeoisie händigen wird, ist überflüssig geworden. Bereits in der letzten Woche des scheidenden Jahres feierte Albeusland einem lebenden Führer und Meister ein Nationalfest, das beweisen hat, wie das Volk und seine geborenen Führer noch immer würdig den Geist zu ehren verstehen.

L. P. ist achtzig Jahre alt geworden! Der Risikopolen ihm stieg zur Springslut. Die dankbare Nation quoll über vor Entzückung.

Ein scherzhafter Tischredner hat bei dieser Gelegenheit mit Recht gesagt: Daß die Literaturschrift „W. G.“ Wolfgang Goethe bedeute, wer sollte das ahnen. Was aber hinter „L. P.“ stecke, das weiß jedes Kind in der gebildeten Welt.

L. P. also erhielt vom Kaiser einen Ehrensold und folgendes Telegramm: „Herzlichste Glückwünsche und Gottes reichsten Segen dem lichtvollen Historiographen und alten treuen Kriegskameraden meines Vaters zu seinem 80. Geburtstag. Möge der Himmel ihm einen geeigneten Lebensabend beschicken.“ Beim Festmahle zu Ehren L. P.'s brachte der Schwager des Kaisers Herzog Ernst Günther den Kaisertoast aus; er hatte dem teuren Manne sogar seine durch die Vorbereitung der angebrohten Pommerenbauanlage sicher stiel in Anspruch genommene Zeit geopfert. Alle soliden Dichter und Künstler der Zeit hatten L. P. gedankenreichere Reime und Kunstgaben geschickt. Er wurde mit Geschenken und Blumen überschüttet. Und in klassischem Versmaß dichtete ein Görner ihn Aug' in Aug' an:

Das hast, Freund, Du bewiesen in herrlichen Tagen von einstmals,  
Als Du die Helden des Volks sahest im feindlichen Land.  
Wie auf zerbeuleten Schild sie den Kaiser der Deutschen erhoben  
Und des einigen Reiches heiliges Banner entrollt.  
Darum preisen wir Dich mit jubelnden Zungen  
als Führer  
Durch die Gebiete der Kunst, durch die Ge-  
schichte der Zeit.

Unter den Barbaren des Proletariats aber ist vielleicht doch noch einer oder der andere so roh, daß er nicht weiß, wer der Geldengreis von achtzig Jahren ist, der L. P. sich nennt. Diesen Un-

glücklichen sei also gesagt, daß der L. P. Führer durch die Gebiete der Kunst, durch die Geschichte der Zeit 40 Jahre lang ein starker und fleißiger Berichterstatter der „Vossischen Zeitung“ gewesen ist, wie er, wie es scheint, mehr grüne als goldene Lorbeeren gesammelt hat; denn der Verlag von Lessings Erben ist erzieherisch genug veranlagt, um seine Angestellten nicht durch den Mammon zu verderben, unter dem er selbst so schwer leidet. Nach dem Drehbuch heißt L. P., der mit jubelnden Zungen gepriesene Führer, Ludwig Plettsch, von Haus ein Maler, dann der unerschöpfliche Ball- und Reisedichter der „Vossischen Zeitung“.

In dieser Eigenhaft hat L. P. fast ein halbes Jahrhundert zahllose Herden strahlender Schönheiten, genialer Köpfe, edel gesonnener Stürnen „bemert“. Kein Wunder, daß all die Bemerkten, soweit sie noch lebten, sich dankbar erwiesen und nun auch ihrerseits den achtzigjährigen Herold ihres Ruhmes bemertten. So ward dieser Geburtstag zu dem Familienfest aller derer, die mit zäher Energie sich untereinander ihre Bedeutung verschafften. L. P. hat mit unermüdbarem Geduld die Ruhmeshalle der talentvollen Bourgeoise nicht ihrem dynastisch-königlichen Ehrensaal, aufgeschichtet.

Indessen so gleichgültig der Jubelpreis stets gewesen, er verkörpert doch ein Stück der Entwicklung der deutschen Bourgeoisie, insbesondere in ihrer Berliner Abart. L. P. geht aus von dem gebildeten, schöngeligen, kleinbürgerlichen, liberalen Bürgertum, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedeiht, das 1848 und in der Konfliktzeit ein wenig aufbrandet, das ein paar Männer und sehr viele wilde Philister erzeugt hat. Während der Reaktionszeit sitzt man in politisierenden Tee-Zirkeln und Literaten-Klubs beisammen. L. P. kennt alles, was Namen hat. In jeden und jedes hat er „Erinnerungen“. Auch an Lassalle hat er sich erinnert, aber der Tischdichter des Achtzigjährigen fügt gottlob hinzu, daß ihm der Stürmer nicht gefährlich geworden:

Aber der Hecht wuchs mit in dem Teich und bedrohte die Karpfen, Ob auch Gajschich Du geraucht mit Lassalle und Tisch gerüdt hast, Dennoch verführte er nicht Dein royalistisches Herz.

Das royalistische Herz versettete sich in L. P. ebenso wie in dem reicher werdenden Bürgertum. Die blassen Tee-Ideale schwanden bald völlig, und die Ereignisse des bürgerlichen Daseins bestanden in Subscriptionsbällen, Theaterpremierern, Ausstellungsöffnungen, Wohltätigkeitsbazaren, lebenden Bildern, Sommerreisen.

Für L. P. wurde das Erdendasein mehr und mehr zu einem ewigen théâtre paré, ob er nun die Greuel des Krieges, eine Zarenkrönung, ein Ballfest, eine Bilderanstellung berichtertatete. Das Geheimnis seines Erfolges und seiner Beliebtheit war seine überaus ansehnliche Lobesfähigkeit. Auf einem einzigen Balle entdeckte er mehr strahlende Schönheiten, als die gesamte ästhetische Freigeigkeit der Weltgeschichte spendet. Er wurde der bezaubernde Stilist weiblicher Reize und Toilettegeheimnisse; er beherrschte die Fachausdrücke der Textilindustrie wie ein gelehrter Konfektionär. Er schwelgte in der süßlichen süßern Simili-Art des seligen Clauens, und das sittenstrenge Publikum der Vossin, die eine ernste Abhandlung über Prostitution mit einer Massenlindigung der Abonnements beantwortet hätte, bewunderte diesen Fleiß und Konfektionsenthusiasmus. Von L. P. in einem Bericht mit Namen, Chiffre oder auch nur andeutungsweise erwähnt zu werden, war das Ideal der guten und besten Gesellschaft. Den Ausschnitt des Lebens, den des Künstlers Temperament nach Zolas Wort gestalten soll, verwechselte L. P. 40 Jahre lang mit dem Ausschnitt an weiblichen Hüften. Noch heute sieht man den Greis auf allen Veranstellungen der Gesellschaft, stets in der Nähe weißer nackter Frauenarme und juwelenstarrer Brüste; in der Sprache des Nationalfestes nennt man das jugendfrisch und schönheitsdurstig.

So huldigte L. P. verzückt Tag für Tag allem, was Macht, Reichthum, Namen hat. Er führte das Prinzip des Zinjeratenteils der Vossin in den redaktionellen Text ein. Kein Zinjerent kann seine Vorzüge laut Tarif höher anpreisen, als es L. P. tat. Niemand schätzte deshalb auch die Künstler, die den Markt beherrschten, höher als diesen Kritiker, der den gesamten Wilderkatalog mit lobenden Bemerkungen als Vossischen Kunstbericht reproduzierte. Nur das Häßliche war dem Manne zuwider; denn er war ein Idealist. Und wenn er auch für die revolutionäre Eigenart in den Anfängen einer Künstlerlaufbahn nur Spott übrig hatte — das schadete auf die Dauer nicht; denn da er sehr alt wurde, hatte er immer Zeit, schließlich, wenn es nicht anders mehr ging, falsche Einschätzungen zu corrigieren.

L. P. schuf in Wahrheit die weiblichen und männlichen, die gemalten und gemischelten Werte der bürgerlichen Deladenz, der kommandierenden Generalreporter der liberalen Bourgeoisie, die vom Extrablatt der Freude über den Märzsturz von 1848 bis zu dem unbezwinglichen Ehrgeiz sich entwickelt hat, die Tischkarten der kaiserlichen Diners nachzulesen.

Dennoch lang in das L. P.-Nationalfest vernehmlich ein Totenglocklein. Auch wenn L. P. noch weitere achtzig Jahre lang für Lessings Erben weibliche Reize sachverständig darstellte, diese bourgeoise Epoche ist bereits im Sterben. Die alte Garde, die sich seit 40 Jahren L. P. ergibt, und immer noch nicht sterben will, war es, die sich in dem Fest scharte. L. P. und die Seinen lasen doch bisweilen immer noch ein ernstes Buch, sie trauerten mancherlei, und bemühten sich, deutsch zu schreiben. Schon aber zieht die neue Zeit herauf. Um Lessings Erben wird es einsam. August Scherl konzentriert die bürgerliche Deffentlichkeit, die von Idealen nicht ein-

mal mehr redet. Das nächste Nationalfest wird nicht mehr irgend einem L. P. gelten, sondern die dankbare Nation wird sich dereinst um den 60. Geburtstag jenes Genies vereinigen, der so vielen genügt hat — wenn auch ohne die Pedanterie der Grammatik. U. G. ist die triumphierende Chiffre! Von Plettsch zu Holzbock — das ist der Weg. — Joo.

## Kleines feuilleton.

— Von jenen, die man nicht sehen soll, erzählt das „N. Wiener Tageblatt“: Zitna ist das letzte Dorf vor Nertschinsk, dem gefährlichsten aller sibirischen Verbannungsorte, wo sich die Goldminen befinden. Keinem Menschen hat je der Name Zitna so wohl geklungen als jenen Unglücklichen, die Zeit ihres Lebens nach Nertschinsk verbannt sind. Ihr ganzes Sinnen und Trachten, das Ziel ihrer Wünsche, ihr einziger Hoffnungsstimmer ist, jenes kleine Dörfchen zu erreichen, denn ist es ihnen gelungen, soweit unbemerkt zu entkommen, so sind sie sicher, dort Nahrung, vielleicht auch Obdach zu finden. Sie wissen, daß sie nur wenige Meilen weit von Irkutsk entfernt und auf der Straße nach Europa sind. Meistens warten die Sträflinge die wärmere Jahreszeit ab, ehe sie einen Fluchtversuch wagen, doch wenn sich zufällig eine günstige Gelegenheit hierzu im Winter bietet, so wird sie begreiflicherweise ohne Zaudern ergriffen, obwohl sich dann kein Flüchtling der Hoffnung hingeben darf, vor Einbruch des Frühlings Europa zu erreichen. In den seltensten Fällen wagen es die Flüchtlinge, in irgend einem Hause um Obdach zu bitten, und selbst die Erlangung von Nahrungsmitteln wäre mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, mitunter auch ganz unmöglich, wenn ihnen nicht von unbekannter und ungesehener Hand der nötigste Lebensunterhalt auf ihrer Flucht gesendet würde. Wie sich eine solche Sendung vollzieht, schildert ein Schriftsteller, der ihr einmal zur Weihnachtszeit bewohnte. In einem Hause am Ende des Dorfes war die Gornika (jener Wohnraum, der nur bei besonderen Festlichkeiten benützt wird), hell erleuchtet, und der große Kachelofen sprühte. Die Familie hatte sich vollzählig versammelt, um den Weihnachtsabend mit einem Festmahle würdig zu begehen. Knapp unter dem Fenster stand ein gedecktes Tischchen mit einer hellleuchtenden Lampe, einem Krüge Wasser und einem Stück Brot, und bei jedem frisch aufgetragenen Gerichte stand die Tochter des Hauses auf und setzte eines der besten Stücke auf den Nebentisch. Das Mahl war bereits zu Ende, und man hatte die gebräuchlichen Choralgesänge angestimmt, als plötzlich eine Stimme von draußen klar und deutlich die Worte rief: „Gott sei mit Euch!“ Wie mit einem Schlage verstummte der Gesang, und der Hausvater, von seinem Sitze aufstehend, ohne sich jedoch von seinem Plaze zu rühren, antwortete in feierlichem Tone: „Und mit Dir. Wir haben Dich erwartet, Dein Teil ist bereit.“ Draußen vor dem Fenster vernahm man nun das Geräusch inrander Schritte im festgefrorenen Schnee, das Fenster wurde ein wenig geöffnet und eine Hand erschien in dem Spalte, tastete etwas umher, griff dann das Brot und verschwand. Alle Anwesenden hatten sich erst und schweigend erhoben und standen mit gefalteten Händen und zu Boden geschlagenen Augen da. Jetzt erschien die Hand zum zweitenmal und nahm den Krug. „Nimm ihn hin!“ sprach der Ruschil, ohne den Stopf zu wenden. „Heute ist ja der Heilige Abend. Willst Du noch etwas?“ — „Betet für mich!“ kam die Antwort zurück. Man hörte, wie der Krug in langen, gierigen Zügen geleert wurde, und dann verhallten allmählich die sich entfernenden Schritte im trachenden Schnee. . . . In allen Häusern Sibiriens, wo wohlmeinende Menschen wohnen, steht jahraus, jahrein ein gedeckter Tisch mit Lampe, Brot und Wasser beim Fenster bereit für jene, die man nicht sehen soll, das heißt für Flüchtlinge. —

ie. Was einem auf einer Reise in Indien passieren kann, schildert ein Beamter des Regierungsmuseums in Madras. Dieser Gelehrte hatte im letzten Jahr eine längere Reise durch das Gebiet von Rajpur zu völkerkundlichen Zwecken und namentlich zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über die körperlichen Eigenschaften der Canarenen unternommen. Seine Arbeiten vollzogen sich unter fast ungläublichen Schwierigkeiten, die ihm durch die panikartige Angst der Eingeborenen bereitet wurde. Diese hielten ihn nämlich für einen geheimen Werbe-Offizier und flohen bei seiner Annäherung von Stadt zu Stadt. Die Furcht der Eingeborenen wurde noch besonders verstärkt durch die Art, wie der Forscher für seine wissenschaftlichen Zwecke Schädelmessungen vornahm. Er machte nämlich, um die Lage der Naht zwischen Stirn und Nasenbein anzuzeigen, auf die Haut einen leinenen Strich mit weißer Farbe. Die Leute aber glaubten, daß diese Behandlung als Erkennungszeichen für eine nah bevorstehende Aushebung gelten oder sonst unangenehme Folgen haben könnte. Als nun in einer Stadt in unmittelbarer Nähe des Forschers ein Mensch starb, wurde dies dem Einfluß seines „bösen Blickes“ zugeschrieben. Der Reisende kam auf diese Weise mitunter in eine peinliche und merkwürdige Lage, namentlich alle Greise, Weiber und Kinder ergriffen vor ihm die Flucht, wenn sie nur irgend konnten. Die Verkäufer von Nahrungsmitteln schlugen ihre Preise auf, um überhaupt nur ein Geschäft zu machen, und ein Missionar bellagte sich bei dem Gelehrten, daß er den Preis für die Butter nicht mehr bezahlen könnte. In einer bedeutenden Stadt war gerade, als der Forscher ankam, der Tag eines Tempelfestes, aber es fanden sich nicht einmal genug Männer, um den

Tempelwagen in der Prozession zu ziehen. Das Haupt einer anderen Stadt entschuldigte sich bei der Begrüßung des Reisenden wegen seiner struppigen Erscheinung; der Barbier des Ortes wäre geflohen. Ein Mann, der zur Messung seiner körperlichen Eigenschaften herangezogen war, wurde von plötzlicher Angst ergriffen, warf dem Gelehrten seine Kleider vor die Füße und rannte fort wie vom Teufel befiessen, ein anderer weinte während der Messung bitterlich. —

**Astronomisches.**

t. Wie ein Sternbild auseinander geht. Wenn wir uns in einer klaren Nacht den Himmel betrachten, und zwar längere Zeit, so sehen wir nur die Planeten, die etwa sichtbar sind, ihre Stellung zu einander und zu den übrigen Sternen verändern, während die Fixsterne nur die ihnen durch die Erddrehung erteilte scheinbare Bewegung ausführen, gegeneinander aber genau dieselbe Lage und denselben Abstand beibehalten. Demzufolge war es durchaus natürlich, daß man in den Anfängen der Himmelsforschung und überhaupt bis in die neueste Zeit hinein alle Sterne mit Ausnahme der Planeten für fest fixiert hielt, weshalb sie den Namen Fixsterne erhalten haben. Heute wissen wir, daß alle großen Sterne, also auch diese Fixsterne, eine mehr oder weniger große und meist ungeheure Geschwindigkeit besitzen. Von diesem Geschw. ist auch unsere Sonne nicht ausgenommen, die vielmehr mit all ihren Trabanten in einem Tempo von etwa 25 Kilometern in der Sekunde oder 800 Millionen Kilometern in einem Jahre durch den Weltraum rast. Da nun andere Fixsterne sich in ähnlicher Bewegung, zuweisen mit noch viel größerer Geschwindigkeit, befinden, so folgt daraus, daß die Sternarten, wie wir sie heute haben, mit ihren teilweise schon im Altertum konstruierten Sternbildern nicht für die Ewigkeit richtig bleiben können. Innerhalb eines Sternbildes, das wir am Himmel als ein zusammengehöriges Ganzes zu betrachten uns gewöhnt haben, bewegen sich die einzelnen Sterne mit ganz verschiedenen Geschwindigkeiten nach ganz verschiedenen Richtungen, so daß also die Sternbilder mit der Zeit auseinandergehen müssen. Dieser Vorgang ist freilich wegen der ungeheueren Entfernung, in der sich die Fixsterne von uns befinden, trotz der Schnelligkeit ihrer Reise für unser Auge überhaupt nicht bemerkbar. Nur die äußerste Verbollkommnung der Fernrohre und der astronomischen Meßinstrumente hat die Möglichkeit gegeben, im Verlaufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten an einem Teil der Fixsterne deren Eigenbewegung zu erkennen und innerhalb einer gewissen nicht sehr großen Genauigkeit nach Richtung und Schnelligkeit festzustellen. Am weitesten sind diese Arbeiten bisher mit Bezug auf die Sterngruppen geblieben, die in dem Sternbild des Stiers zusammengefaßt werden. Eine wichtige Forschung hat auf diesem Gebiete Dr. Weersma in Groningen über die Bewegungen der Hyaden veröffentlicht, die nach der alten Auffassung der Kopf des Stiers bilden, als dessen Auge der mächtige Aldebaran erstrahlt. An diesen Hyaden, in denen 66 Sterne gezählt werden, ist das allmähliche Auseinandergehen eines Sternbildes schon etwas genauer zu erkennen. Der Forscher hat auf Grund seiner Untersuchungen diese Sterne in drei Hauptgruppen nach dem Betrage und der Richtung ihrer jährlichen Bewegung unterschieden. Die erste Gruppe begreift 38 Sterne in sich, darunter die hellsten, aber mit Ausnahme des Aldebaran, die in der Richtung nach Nord zu Ost um etwa eine Zehntel Bogensekunde jährlich fortschreiten. Der zweiten Gruppe gehören der Aldebaran und drei schwache Sterne an, die eine noch um die Hälfte schnellere Bewegung besitzen. Die dritte Gruppe geht fast in der entgegengesetzten Richtung davon, aber mit sehr viel geringerer Geschwindigkeit. Es ist daher anzunehmen, daß die zu ihr gehörigen Sterne von unserem Sonnensystem erheblich weiter entfernt sind als die übrigen. —

**Meteorologische.**

— Das regenreichste Gebiet Europas ist nach den Untersuchungen, die Professor Dr. K. Kassner im letzten Heft von Petermanns Mitteilungen zusammenstellt, die Gebirgsgegend nördlich von den Bocche di Cattaro, insbesondere das Gebiet von Crvice (1097 Meter über dem Meere). Das Mittel der Niederschlagsmengen für den Zeitraum von 1891—1900 steigt dort auf 4558 Millimeter. Allerdings sind die Schwankungen in der Jahresmenge außerordentlich groß, bei den Monatsmengen des Untersuchungszeitraums wachsen sie zu kaum glaublichen Beträgen an; selbst im trockensten Monat, dem Juli, hat man schon 129 Millimeter gemessen, d. h. nur im Jahrzehnt 1891—1900, jedoch 1888 fielen 174 Millimeter. Was will das aber besagen gegen Monatsmengen von 1000 Millimeter und mehr. Allein in dem Jahrzehnt von 1891 bis 1900 kamen zu Crvice 1000 Millimeter und mehr im Oktober einmal, im November viermal, im Dezember dreimal und im Januar zweimal vor, davon kam allein in dem Winter 1896/97 je eine Menge von über 1000 Millimeter auf den Oktober, November, Dezember und Januar — insgesamt fielen in diesen vier aufeinanderfolgenden Monaten nicht weniger als 4568 Millimeter! Die größte bis jetzt bekannt gewordene Monatsmenge war die vom November 1891 mit 1704 Millimeter, wovon der größte Teil im letzten Drittel gemessen wurde. Allein in den drei Tagen vom 26. bis 28. fiel mehr als in Berlin durchschnittlich im ganzen Jahre. Dieser Niederschlag war allerdings ziemlich lokal, da zwar auch Janfob Brh noch 1628 Millimeter aufweist, aber das im Regenschatten liegende Goli Brh nur 240 Millimeter empfing. Weniger ungleichmäßig war die Verteilung im November 1896, wo in Punta

d'Ojtro 289 Millimeter, im Castelnuovo 489, in Cattaro 509, Goli Brh 671, in Janfob Brh 1051 und in Crvice 1148 Millimeter fielen. Weitaus größere Regenfälle als die örtlichen zeigen die zeitlichen Unterschiede. In Crvice folgte dem nassesten aller November, dem November 1891, mit 1704 Millimeter der November 1892 mit nur 168 Millimeter — also weniger als zehnmal kleiner — umgekehrt dem November 1899 mit 40 Millimeter, der des folgenden Jahres mit 1292 Millimeter, d. h. 30mal größer. Im Februar 1891 fielen nur 7 Millimeter, aber im nächsten Jahre 925 Millimeter, mithin 132mal mehr! Dabei sind die Tagesmaxima gar nicht so absonderlich groß, denn das größte in Crvice erreichte nur 323 Millimeter (1901 etwa 354 Millimeter), d. h. nur 7 Prozent der Jahresmenge, während der Wollenbruch vom 14. April 1902 zu Berlin fast 29 Prozent der normalen Jahresmenge lieferte. Auch hier bestätigt sich die alte Erfahrung, daß regenreiche Gegenden den Niederschlag in der Regel nicht so sehr durch ganz ungewöhnliche Güsse, als vielmehr durch facts und dabei häufige Regenschauer erhalten. Ebenso sind „tropische Regengüsse“ nicht so ausgeglichen durch ihre Dichte (d. h. die Menge durch die Zeit dividiert), als durch die große Dauer einer den Durchschnitt nicht allzubiel übersteigenden Dichte. Die riesigen Niederschläge fallen nun meist in der Form von Regen (im Sommer durchschnittlich an 6—10 und im Winter an 12—15 Tagen) und sind häufig von Gewittern begleitet. Die Zahl der Gewittertage ist zwar im Sommer am größten, aber sie sinkt in keinem Monat auf Null herab — wenigstens im mehrjährigen Durchschnitt. Sie scheint am kleinsten im Dezember und April zu sein und hat zwischendurch eine merkbare Zunahme. In dieser Zeit, d. h. im Hochwinter, ist die Zahl der Hageltage am größten, und am kleinsten im Hochsommer, entsprechend der geringen Luftfeuchtigkeit sowie der hohen Lufttemperatur, die Hagelbildungen schon im Beginne ausbleiben würde. Schnee fällt sehr reichlich, so daß in einzelnen Wintern hochgelegene Ortschaften tagelang von jedem Verkehr abgeschnitten sind. — („Wöln. Btg.“)

**Humoristisches.**

— Ein Philosoph. „Ja, was tun Sie denn, Herr Schlüderl, wenn Ihnen die Frau solche Szenen macht?“  
„O, da red' i' ta Wort — aber i' — trink' mein' Teill!“ —  
— Schlagfertig. „Lina, was muß ich sehen, Sie tragen ja dieselben Hüte und Kleider wie ich! Wo soll denn da der Unterschied zwischen Frau und Köchin liegen?“  
„Im Kochen!“ —  
— Unbegreiflich. „Warum mögen S' denn koa' Fleisch?“  
„Weil man so ein höheres Alter erreicht!“  
„Warum trink'n S' denn nacha koa' Bier und koan' Wein net?“  
„Weil das Leben dann länger dauert!“  
„Und warum rauch'n S' denn koa' Pfeif'n?“  
„Weil man so länger lebt!“  
„Ja — aber, wenn S' koa' Fleisch essen, koan' Wein trinken und koan' Tabak rauch'n — warum woll'n S' denn nacha länger leb'n?!“ — („Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— „Ich bekenne“, Roman von Clara Müller-Jahnke, ist im Verlage von F. A. Latmann in Buchform erschienen. Preis: brosch. 2 M. 50 Pf., geb. 3 M. —  
— Die Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen“ erscheint von Neujahr ab im Verlag von Demler, Berlin W. Die Redaktion hat Richard Schott übernommen. —  
— Gustav Wied hat mit seinem neuen Stück „Der Stolz der Stadt“ im Nationaltheater zu Christiania einen durchschlagenden Erfolg errungen. —  
c. In Dublin wurde dieser Tage ein irisches literarisches Theater eröffnet. —  
— Der erste Preis (1000 Kronen) beim Libretto-Preisausschreiben des Theaters an der Wien ist der Arbeit „Prinz Don Juan“ zugefallen. 110 Werke waren eingelaufen. —  
— Die Bach-Gesellschaft hat Sebastian Bachs Geburtshaus in Eisenach angekauft und wird es zu einem Bach-Museum umgestalten. —  
— Zur Erlangung eines künstlerischen Plakates für die Große Berliner Kunstausstellung 1905 sind drei Preise von 600, 500 und 300 M. ausgesetzt worden. Ablieferungstermin: 1. Februar 1905. Alles Nähere durch das Bureau der Kunstausstellung: Berlin NW. 40. —  
k. Ein neues Observatorium wird auf dem Mount Wilson (Kalifornien), 6000 Fuß über dem Meerespiegel, gebaut. —  
— Das Stauwerk der Saale-Talsperre, zu der die Vermessungsarbeiten bereits festgestellt sind, wird 50 Millionen Kubikmeter Wasser fassen. Die Staumauer wird 50 Meter hoch. —  
— Vor einigen Tagen ist ein großer deutscher Dampfer mit einer Fischbeute von 800 Zentnern aus den marokkanischen Gewässern zurückgekehrt. Die Ausbeute bestand hauptsächlich in Adlerlachs, Seefarpen und Maubarsh. —